

Romane und
Erzählungen 2

Cees
Nootboom
Gesammelte
Cees

Werke
Nootboom

Gesammelte

Cees **Werke**

Nootboom

Gesammelte

Werke

Suhrkamp

SV

CEES NOOTEBOOM

GESAMMELTE WERKE BAND 3

Romane und Erzählungen 2

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen
und Rosemarie Still

Suhrkamp Verlag

© für die Gesammelten Werke:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

© Cees Nooteboom 2003

Nachweis der Ersterscheinungsorte der in diesem Band
enthaltenen Werke siehe Editorische Notiz.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Erste Auflage 2003

ISBN 3-518-41563-8

I 2 3 4 5 - 07 06 05 04 03

ROMANE UND
ERZÄHLUNGEN 2

IN DEN NIEDERLÄNDISCHEN
BERGEN

Roman

»Woher haben wir die Geschichte?«

»Willst du es wissen?«

»Wir haben sie aus der Tonne, aus der mit dem alten Papier.«

Hans Christian Andersen

aus ›Tante Zahnweh‹

Es war einmal eine Zeit, von der manch einer glaubt, sie wäre noch immer. In jener Zeit waren die Niederlande viel größer als heute. Andere leugnen das, und wieder andere behaupten, jene Zeit habe zwar existiert, sei aber längst vorbei. Wenn das so sein sollte, dann weiß ich davon nichts. Ich für mein Teil kann berichten, daß ich mit eigenen Augen die niederländische Fahne auf den höchsten Pässen Europas habe flattern sehen. Der Norden lag da zwar immer noch in Dokkum, Rodeschool und Pieterburen, die Südgrenze jedoch war, selbst mit dem Auto, viele Tagesreisen von Amsterdam und Den Haag entfernt.

Obwohl ich selbst kein Niederländer bin, weiß ich das alles noch sehr genau und habe nicht die Absicht, dies zu verschweigen. Mein Name ist Alfonso Tiburón de Mendoza, ich bin Straßenbauinspektor der spanischen Provinz Zaragoza, eines Teils des früheren Königreiches Aragón. In meiner Freizeit schreibe ich Bücher.

Einen Teil meiner Studienzzeit verbrachte ich in Delft, wo ich mit Hilfe eines Stipendiums Straßen- und Wasserbau studierte. Und ich sage wohl am besten gleich, daß mir die Nördlichen Niederlande immer Angst eingejagt haben, eine ANGST, die in Großbuchstaben geschrieben werden müßte, als handele es sich, wie in der frühen Lehre der Naturphilosophen, um eines der Grundelemente, so wie Wasser und Feuer, aus denen das irdische Leben entstanden ist. Zu diesen Großbuchstaben gehört das Gefühl, von einem schwarzen Schacht umgeben zu werden, aus dem man so leicht nicht entkommt.

Was dieses Gefühl bei mir hervorrief, ist mir nicht klar, es lag aber sowohl an der Landschaft als an den Menschen. Die Nördliche Landschaft hat wie die Wüste etwas Absolutes. Nur ist die Wüste in diesem Fall grün und voller Gewässer. Sonst aber gibt es keine Versuchungen, Rundungen oder Wölbungen. Das Land ist flach,

was zu einer extremen Sichtbarkeit der Menschen führt, und dies wiederum wird in deren Verhalten sichtbar.

Niederländer gehen nicht miteinander um, sie begegnen einander. Sie bohren ihre hellen, leuchtenden Blicke in die Augen des anderen und prüfen seine Seele. Es gibt keinerlei Schlupfwinkel. Auch ihre Häuser sind es nicht. Sie machen ihre Vorhänge nicht zu und halten dies für eine Tugend. Ich hatte mir die Mühe gemacht, ihre eigenartige Sprache zu erlernen, die zum Teil aus harten Lauten besteht, bei denen der Gebrauch des oberen Kehlkopfes eine große Rolle spielt. Das ist, wie mir scheint, eine Folge der rauen Lebensbedingungen – Deichbrüche, Ostwind und vereiste Flüsse –, mit denen sie sich früher herumschlagen mußten.

Schon bald merkte ich, daß man es als lästige Anbiederung empfand, wenn ein Ausländer die Landessprache beherrschte, und man sich mit mir lieber in einer anderen, dritten Sprache unterhielt. Den Grund für diese Einstellung habe ich nie so ganz verstanden, doch ich glaube, es handelt sich dabei um eine Mischung aus Scham und Gleichgültigkeit.

Wie dem auch sei, im Norden ihres Landes habe ich mich nie ganz wohl gefühlt – im Gegenteil, ich lebte immer erst dann wieder auf, wenn ich nach Hause fuhr oder wenn ich, durchs Rheinland fahrend, in der Ferne die ersten verschwommenen bläulichen Umrisse der Berge erkannte, die den kühlen flachen Norden von der bei weitem wilderen Gegend trennen, welche die Niederländer die Südlichen Niederlande nennen. Und ich fühlte mich dort wohl, obgleich ich die Dialekte, die südlich der Hohen Pässe gesprochen wurden, kaum verstehen konnte, und die dunklen, auch etwas kleineren Menschen, die dort wohnten, keine Ähnlichkeit mit ihren weitaus aufgeklärteren Landsleuten aus den nördlichen Provinzen besaßen. Das Leben war dort weniger geregelt, und obwohl die Zentralverwaltung des Königreiches bemüht war, auch dort alles im Griff zu haben, gelang das wegen der großen Entfernungen, des unabhängigen Wesens der

Bewohner und ihrer natürlichen Opposition gegen die Obrigkeit nur mäßig. Im Norden betrachtete man sie als Bürger zweiter Klasse, die, öffentlich oder nicht, wegen ihres Akzentes verspottet und meist nur für niedrige Arbeiten herangezogen wurden, die sie angesichts ihrer Armut akzeptierten. So etwas schmerzt.

Umgekehrt fühlten sich die meisten Nord-Niederländer – von einigen Künstlern abgesehen – im fernen Süden ebenso unglücklich. Die Verwaltungsbeamten blieben unter sich, sprachen vom »dunklen Süden«, von Barbaren und Korruption, von »dumm« und »unregierbar«, und da sie an die eigene erdrückende Überbevölkerung mit der dazugehörigen sozialen Kontrolle gewöhnt waren, fühlten sie sich einsam und hatten, wenn man ihnen ins Herz schaute, Angst. Die Obrigkeit in Den Haag, die Landesregierung, könne, sagten sie, längst nicht immer ihre Sicherheit gewährleisten, so manche Gegend sei, so hörte man, noch von Banden beherrscht, und Erpressung sei an der Tagesordnung. Außerdem bringe der Süden nicht viel ein, nur billigen Wein und Obst, er koste eigentlich nur Geld. Sein einzig Gutes sei im Grunde, daß er den nördlichen Industriestädten Arbeitskräfte liefere. Und dort wohnten die Südlichen dann auch prompt in den früheren Armenvierteln beieinander und wurden von den anderen voller Herablassung so lange geduldet, bis die Wirtschaftskrise kam und mit ihr der Wunsch, sie möchten alle, samt Kind und Kegel, Gestank und Lärm, wieder in die unterentwickelten Regionen zurückkehren, aus denen sie gekommen waren. Dennoch behielt die Landesregierung die aufkommende Separatistenbewegung scharf im Auge.

Ich persönlich liebte diese Regionen. Das wird mit dem Land zusammenhängen, aus dem ich komme, obwohl die Landschaften der Südlichen Niederlande anders aussehen als der Teil Spaniens, der schon seit undenklichen Zeiten Aragón genannt wird. Dort ist es düsterer als bei uns, voll verborgener Höhlen, ähnlich wie auf einem alten, nachgedunkelten Stahlstich, mit brausenden Flüssen und unendlichen, finsternen Wäldern. Aragón ist nicht flach wie der niederländische Norden und doch weiträumig und offen, zuweilen fast leuchtend. Die grünen, biederen und gepflegten Landschaften des Nordens bewirkten bei mir eine lustlose Langeweile, die in nichts der Abneigung nachstand, die ich gegen die meisten Nord-Niederländer empfand wegen ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer zügellosen Habgier und wegen der Scheinheiligkeit, die sie an den Tag legten, um die ersten beiden Eigenschaften zu verbergen.

Die Menschen im Süden waren ungehobelter, aber auch ungehemmter, so wie ihre Landschaften wüster und einsamer waren. Was andere abstieß, zog mich gerade an. Die Südliche Hochebene war mir die liebste Landschaft. Manche eher oberflächliche Journalisten sprachen immer wieder von einer Mondlandschaft, ich aber möchte den Mond erst sehen, auf dem man neben einem tobenden Bergbach in einer steinernen Schutzhütte schlafen kann. Das Reisen war primitiv, doch abenteuerlich, und die örtlichen Amtspersonen, mit denen man unterwegs zu tun hatte, konnten genug Niederländisch, um sich verständlich zu machen. Die Nördlichen, denen man begegnete, nörgelten stets, das Brot sei nicht weiß genug, das Fernsehprogramm nur schlecht zu empfangen und die Postämter dreckig, als seien das Gründe zum Jammern. Das waren längst nicht alle Beschwerden: Es gebe zu viele Fernsehprogramme in den lokalen Dialekten, die örtliche Polizei sei korrupt, die Nachrichten aus dem Norden schienen die Südlichen nicht zu interessieren, und die Bürgermeister seien

mitunter lustlos und zu bequem, das Porträt der Königin aufzuhängen. Die Trottel sagten *Maer*, wenn sie Meer meinten, nannten ihre Grenzposten *Wachten* und wickelten ihre Säuglinge in ein *Windelbant*; das alles war zu der Zeit, da diese Geschichte spielt, beinahe schon verschwunden. Nicht etwa, weil es von der Obrigkeit gehörig unterdrückt wurde, sondern durch den Einfluß von Rundfunk und Fernsehen.

Die einzigen, die dies anscheinend bedauerten, waren einige Dichter aus dem Norden, die glaubten, in derartigen Wörtern und Ausdrücken bewahre sich die Seele der Sprache; doch das interessierte wie gewöhnlich keinen. Untereinander benutzten die Südlichen diese Ausdrücke noch; eine gewisse falsche Scham hinderte sie jedoch daran, es auch im Beisein der Nördlichen zu tun. Durch all dies erhielt das Verhältnis zwischen den beiden Gruppen etwas Unnatürliches, und von einer echten nationalen Einheit konnte nicht die Rede sein. Es hieß zwar »Königreich der Niederlande«, wer aber auf einem Berg wohnt, arm ist und noch nie das Meer gesehen hat, kann sich das damit verbundene Gefühl nicht vorstellen.

Die Nördlichen, die sich immer darüber beschwerten, im Süden gebe es keinerlei Form von Organisation, sprachen im selben Atemzug vom organisierten Verbrechen, das jegliche ordentliche Verwaltung unterbinde. Die Parlamentarier, die den Süden in Den Haag vertraten, seien »bestechlich und im Dienst undurchsichtiger Gruppierungen«, und obwohl ich nicht leugnen möchte, daß in diesem unwirtlichen Teil des Reiches Dinge geschahen, die das kalte Nordlicht nicht vertragen hätten, liebte ich dieses querköpfige, unbotmäßige Land doch mit Leib und Seele, und sei es auch nur, weil ich spürte, dort nicht von der Atmosphäre des guten Willens erdrückt zu werden, die das eingedeichte Land so unerträglich macht. Aber das wird wohl mit meiner spanischen Abstammung zusammenhängen.

Das Ende der Welt würde im Süden später kommen und, dessen war ich sicher, nicht nur mit Gewimmer. Ich bin von Natur aus

kein frivoler Mensch, doch mich dünkte, daß in dem gezähmten Menschengarten hinter den Bergen etwas unwiderruflich schiefgegangen war. Wer das Leben allzu sehr beherrschen möchte, leidet unter einer falschen Sehnsucht nach Unsterblichkeit, und daraus ist noch nie etwas Gutes entstanden.

Die Geschichte, die ich erzählen möchte, spielte sich vor nicht allzu langer Zeit ab; es ist eine eigenartige Geschichte. Ich erzähle meine Geschichten vornehmlich mir selber, und ich denke, daß mir die andere Arbeit, mit der ich mein Brot verdiene, dabei geholfen hat. Es besteht eine Übereinstimmung zwischen dem Geschichtschreiben und dem Straßenbau: Irgendwo muß man schließlich ankommen. Diese Idee kam mir eines Tages auf der C 221, die von Calatayud nach Cariñena führt, und zwar in der Gegend von Agueron. Meine Leute klagen hin und wieder darüber, daß dies die am besten instand gehaltene Straße in Spanien sei, und das stimmt wohl auch, obwohl es eine andere Straße gibt, die ich noch mehr liebe. Die Idee kam mir also auf der C 221, denn nirgendwo sind die Übereinstimmungen deutlicher. Die Straße steigt an, die Welt liegt auf beiden Seiten, man gewinnt Übersicht, und die braucht ein Schriftsteller schließlich. Dort stehen gigantische Eisenpfähle, die durch fünf oder sechs enorm dicke Kabel verbunden sind, so daß man den Eindruck hat, sie hielten die Welt oder die Geschichte zusammen. Es gibt Schilder, die einen Brunnen ankündigen – Ruhepause für den Leser –, oder solche, die vor unebenen Wegstrecken warnen oder auf eine andere schwierige Stelle hinweisen. Dann muß der Leser aufpassen, der Erzähler darf ihn ja nicht aus der Kurve fliegen lassen, auch wenn ich weiß, daß es Schriftsteller gibt, die es gerade darauf abgesehen haben. Vielleicht habe ich dafür zu viele Unfälle erlebt.

Ich bin ein Mann Anfang sechzig, ziemlich dick und meistens gut gelaunt. Meine einzige Eigenart, vom Schreiben abgesehen, ist, daß ich immer blau gekleidet bin, aber das ist nebensächlich, und das weiß ich auch. Ich werde jetzt also nicht mehr von mir erzählen. Ich lese eine Landschaft wie ein Buch; mehr wollte ich eigentlich nicht sagen. Vielleicht hängt das mit der sogenannten

Allmacht des Schriftstellers zusammen, die Welt so darzustellen, wie es ihm gefällt.

In einer wirklichen Landschaft ist das schon geschehen. Etwa auf der halben Wegstrecke der C 221 liegt zum Beispiel links der Straße, ziemlich tief unten, von der trockenen roten Erde ausgespart, das Rechteck eines Friedhofs; das hat etwas Endgültiges, man hat sich als Reisender damit abzufinden, mit diesem für den Tod vorgesehenen Ort.

Ähnliches passiert einem, denke ich, auch als Leser. Ein Buch ist ein Dokument, und in dieses Dokument ist damit das Wort Tod aufgenommen, obschon man sich darunter natürlich vorstellen kann, was man will. Aber ich wollte ja meine Geschichte erzählen. Sie ist kurvenreich, wie die meisten Straßen in Aragón, die manchmal bergan steigen und dann auch wieder bergab führen; daran kann ich nicht viel ändern, denn die Landschaft liegt außerhalb meiner Kompetenz. Nicht aber Straßendecke und Grünstreifen. Wenn es nach den Behörden ginge, müßten die Grünstreifen ständig gemäht werden (wir machen das an den kleinen Landstraßen noch mit der Sense), ich erteile jedoch immer den Auftrag, hier und dort, an von mir bezeichneten Stellen, möglichst viele Blumen stehenzulassen. Es ist keine so wichtige Strecke, Minister benutzen sie nicht, und wer sollte den Inspektor inspizieren?

Genug, zur Sache. Wo sich meine Geschichte abspielt, habe ich bereits gesagt, und das ist kompliziert genug, weil sich nur wenige Leute hier auskennen, was jedoch nicht meine Schuld ist. Das Thema aber, vollendete Schönheit und vollkommenes Glück – darüber haben wir noch nicht gesprochen. Ich glaube nicht, daß sich viele meiner Kollegen da heranwagen würden. Dennoch handelt meine Geschichte davon. Sie fängt damit an und hört damit auf, zumindest denke ich das jetzt. Sehen Sie, nun, da ich anfangen möchte, sehe ich auf einmal wieder einen Abschnitt der C 221 vor mir, einen ziemlich geraden, bei Nuestra Señora de las Viñas. Eine Ebene, silberne Olivenbäume, helle Flecken in der

roten Erde, als sei auch hier eine Schlacht geschlagen worden wie bei Verdun, und das ist ja auch so. Die Flecken sollen uns an das Böse erinnern.

Ein Mann auf einem Maulesel nähert sich. Geflochtene Körbe, irdene Krüge an beiden Seiten, ein Hund. Er ist vielleicht schon einen Tag lang unterwegs, eine Erscheinung aus dem Paradies, und das waren die Hauptpersonen meiner Geschichte auch. Nicht waren, sind. Nur wohnten sie, als die Geschichte anfang, im Bijlmer, das ist eine Satellitenstadt im Süden Amsterdams. Und sie hießen Kai und Lucia.

Wie läßt sich der Begriff des vollkommenen Glücks einführen? Nicht jammern, der Asphalt ist heiß und flüssig. Mit der Walze darüber. Kai und Lucia waren vollkommen glücklich. So wie eine Flasche oder eine Schachtel halbvoll, leer oder voll sein kann, so kennt auch jedes Glück oder Unglück seinen tiefsten und höchsten Stand, und wer den letztgenannten erreicht hat, daran ist nicht zu rütteln, der ist vollkommen glücklich. Nun mag man einwenden, daß das unmöglich sei, vollkommenes Glück bei Geschöpfen, die Alter, Krankheit und Tod vor sich haben, doch kann man es auch anders sehen. Derjenige, den das nicht kümmert, hat schon ein beachtliches Stück auf dem Weg zum vollkommenen Glück hinter sich. Ich weiß, daß die Terminologie nicht anregend ist und folglich nicht ins Bild der Zeit paßt. An alledem kann man nichts ändern. Außerdem, um allen Spekulationen ein Ende zu setzen, sollte ich von vornherein sagen, daß es einfach so war. Vollkommenes Glück ist wie vollkommenes Unglück, entsetzlich anzusehen. Und noch etwas kommt hinzu: Obwohl es mir fern liegt zu behaupten, daß vollkommenes Glück zwischen häßlichen Menschen unmöglich ist, so muß doch festgehalten werden, daß nach der Logik der Dinge eine Rangordnung notwendig ist, in der vollkommenes Glück bei vollendet schönen Wesen noch unausstehlicher ist, und mit dieser Variante haben wir es im Falle von Kai und Lucia zu tun. Sie waren, wie man im Süden sagt, ohne Fehl, niemand konnte ei-

nen Makel an ihnen entdecken, kurz, es war ästhetisch gesehen nichts an ihnen auszusetzen. Allenfalls könnte man, wenn man diese beiden Menschen nur ein einziges Mal gesehen hat, es ablehnen, den Begriff Ästhetik auf sie anzuwenden, und das geschah auch regelmäßig.

Menschen dürfen schön sein, nur, wenn es absolut nichts mehr an ihnen zu bemängeln gibt, wenn man, sieht man sie zufällig auf der Straße vorübergehen, eher betroffen stehenbleiben möchte, dann wird vollendete Schönheit ein Maßstab für die eigene Unvollkommenheit, und das empfindet niemand als angenehm.

Wir sind ein Teil der europäischen Kultur, deshalb ist die Herausforderung für den Schriftsteller nicht sehr groß; die Terminologie steht fest, seit geschrieben wird. Lucias Haar war goldblond. (Wie *honecseim*, die Essenz des Honigs, wird später jemand im Süden sagen.) Sie hatte Augen hellblau wie der Sommerhimmel, ihre Lippen waren rot wie Kirschen, ihre Zähne weiß wie Schnee. Wer dafür andere Worte sucht, ist ein Narr. Kultur ist ein Code. Armselig jene Regionen, wo es keine Pfirsiche gibt; denn dort wüßte man nicht, wie ihre Haut zu beschreiben wäre. Jeder andere Vergleich würde hinken, weil ihm der Aspekt des Eßbaren fehlte. Beim Anblick von Lucias Haut erwachte in allen, Männern wie Frauen, der heimliche Kannibale, der sich auf dem sumpfigen, vorsintflutlichen Boden unserer Seelen versteckt hält.

Die Proportionen ihres Körpers waren mit einer Regelmäßigkeit aufeinander abgestimmt, die zur Norm erhoben wurde. Ein persischer Dichter bezeichnete die Brüste der Frauen einst als »Monde des Paradieses«. Dies wirft die Frage auf, ob es mehrere Arten der Vollkommenheit gibt, denn bei diesem Bild denke ich eher an die Sinnenlust erregenden Tänzerinnen in indischen Tempeln als an die Venus von Milo, die nur ein Abglanz davon ist. Dennoch ist es besser, sich in der Nähe der letzteren aufzuhalten. Allzu viel Lust steht scheinbar im Widerspruch zur Idee der Vollkommenheit, und vielleicht sollten wir uns, da es sich um eine Idee handelt, auf das Abstrakte in der Kunst von Alberti und da Vinci einigen, die den menschlichen Körper nach Schnittpunkten geometrischer Linien errechneten. Ich denke da an da Vincis berühmte Zeichnung des Mannes, der an ein Kreuz (der Schönheit) genagelt zu sein scheint, dessen Beine und Arme jedoch auch fächerförmig in anderen Stellungen um ihn herum gezeichnet sind. Die Vergötterung des Körpers, gleichzeitig Natur und Gedanke, der Körper ohne Fehl, neben dem jeder lebendige